## Sommermärchen

Von Hans Bethge.

Hast du schon in der Andacht eines Sommerabends die Grillen auf den Feldern singen hören?

Es ist ein Gekling von zirpenden Tönen, das sich in die Stille ergießt, das von der Wiese emporsteigt, wie ein süßes, trauriges Lied.

Wenn du abends längs der Landstraßen oder Feldwege wanderst, hörst du im Schatten die kleinen Stimmen, heimlich-zart, wie beunruhigt durch die webende Finsternis. Wenn du dann in dem feuchten Grase, wo die Schritte unhörbar sind, herzuschleichst, um den unsichtbaren Sänger zu suchen, bricht die Stimme plötzlich ab.

Schon da ich Kind war, übte diese seltsame Melodie einen mächtigen Reiz auf mich. Ich machte oft halt, hörte lange zu und gab mich ganz dem eigenen Zauber dieser klagenden Töne hin. Sie gewannen noch größeren Reiz, als ich eines Tages das folgende Märchen erzählen hörte:

Es war einmal in einem Dorfe ein armer Tropf mit Namen Michel. Er war ein kleiner Kerl, ging in zerlumpten Kleidern, war furchtsam, bleich und so zart, daß man glaubte, der geringste Windzug hätte ihn davontragen müssen. Mit seinen großen, traumverlorenen Augen, dem zottigen Haar und den dünnen Beinen sah er gar wunderlich aus, wenn er die staubige Landstraße dahinzog, die Schafe seines Herrn vor sich hertreibend. Man ersparte ihm keine Demütigung und machte sich überall lustig über ihn. Die Taugenichtse des Dorfes quälten ihn derart, daß er oft im geheimen bittere Tränen vergoß. Die Bauern stießen ihn roh beiseite, wenn er ihren Weg kreuzte. Es war ein unglückliches Kind.

Michel hatte einen tiefen Widerwillen gegen alle Menschen bekommen. Täglich zog er mit seinen Schafen so weit als möglich von ihnen fort, verbarg sich in die abgelegenen Tiefen der Wälder, in die stillen Einsamkeiten ferner Täler, wo er träumte. Zuweilen überraschte ihn dort die Dunkelheit des Abends mit ihren grauen Nebelschleiern. Dann eilte er mit hastigen Schritten, durch das geringste Geräusch in Schrecken versetzt, heimwärts, indem er scheue Blicke in die Finsternis warf. Und wenn er vor der Hütte ankam, in der ihn sein Herr erwartete, wagte er kaum an die Tür zu klopfen, aus Angst vor den Schimpfworten, die ihm aus dem Munde des Bauern bevorstanden.

Eines Abends, nach einem Tage drückender Hitze, die dem ermüdeten Burschen die Augen geschlossen hatte, erwachte er mit einem dumpfen, schmerzenden Gefühl im Kopf. Die Schatten verbreiteten sich um ihn her. Aus einem Grasbüschel, ganz nahe seinem Ohr, klang der leise Gesang einer Grille. Das Kind erhob sich mit Mühe und tauchte die Augen in die Dunkelheit, dorthin, wo sich das Tierchen verbarg. Auf seinem Gesicht erstand eine stille Freude. In seinen Augen leuchtete es wie ein Wunsch. Seine Schläfen begannen heftiger zu schlagen. Dann, nachdem Michel eine Weile unbeweglich zugehört hatte, tauchte er die Hand in das Gras und suchte darin mit ungeschickten Gebärden.

Die Grille erschrak und schwieg. Der Abend ringsumher ward dunkler, und die Tiefen des Gehölzes erfüllten sich mit geheimen Nebeln. Sterne begannen an dem fernen, sanften Himmel aufzublitzen. Ganz in der Ferne des Schweigens hörte man die klare Melodie eines klagenden Vogels.

Michel durchwühlte noch immer das Gras, um den unsichtbaren Sänger zu finden. Eine fiebernde Erregung ließ ihn in der Frische des sinkenden Taues zusammenschaudern. Die großen Bäume mit ihren unbestimmten Silhouetten umgaben ihn wie geisterhafte Phantome. Geängstet, ermüdet durch sein fruchtloses Suchen, fühlte er, wie sich eine tiefe Lähmung seiner bemächtigte. Er streckte sich auf dem kalten Boden aus, fieberND, und schloß die Augen. Während der Himmel über ihm in dem Gesunkel all seiner Sterne erstrahlte, schlief er allmählich ein, verloren in Einsamkeit und Finsternis . . .

Er sah darauf, wie sich im Schatten ein kleines, nie gesehenes Wesen erhob, von großem Liebreiz und glänzender Farbe. Eine Krone bedeckte sein Haupt. In seiner zarten, ausgestreckten Hand hielt es ein winziges Zepter.

„Ich bin die Königin der Grillen," sagte das Wesen mit seiner singenden Stimme und lächelte.

„O," flüsterte das Kind im Traume, „ich möchte so gern, daß du mich mit dir nimmst. Ich bin sehr elend auf dieser Welt, wo mich niemand leiden mag und mich alle verachten. Ich möchte so gern mit dir gehen, dahin, wo ich nicht mehr zu weinen brauche, dahin, wo man singt wie du!"

„Dein Wunsch sei erfüllt," sagte die Grille. „Komm!"

Und während sich ein Wind aufmachte, kühl und von einem seltsamen Duft erfüllt, schwebten die beiden von dannen, in das geheimnisolle Königreich des ewigen Glückes . . .

Am folgenden Tage, als man das Gehölz durchforschte, um den kleinen Hirten und die verirrten Schafe zu suchen, fand man Michel leblos im Grase liegend, durchnäßt von Tau, mit bleichem Antlitz, auf dem ein Ausdruck unendlicher Zufriedenheit lag.

Ganz nahe der alten Kirche grub man ihm ein Grab. Es liegt verborgen unter dichtem Gras. Oftmals, sagt man, erklingt beim Sinken der herbstlichen Abendnebel unter dem Grabstein ein silbernes Tönen, wie schwermütiger Grillengesang . . .

—⊡—

## Der Uebungssatz

Von Richard Preiser.

Eben erst Oberlehrer geworden, schuf Herr Dr. phil. Müller — ledig noch, aber schon lange verlobt — ein Uebungsbuch. Es bot zusammenhängende Stücke, aber auch die Einzelsätze zum Uebersetzen ins Lateinische. Und einer von diesen, der für die Einübung des Ablativus bestimmt war, lautete also: „Das Leben der Junggesellen entbehrt der Freuden."

Das Buch fand einen Verleger, und zusammen mit dem bescheidenen Gehalt setzte das Honorar den Verfasser in den Stand, die Erwählte seines Herzens heimzuführen.

Jetzt, nach kaum drei Jahren, ist die zweite Auflage herausgekommen. Sie nennt sich mit Recht „unverändert", da schon die erste Fassung voll gelungen war. Bloß eine einzige Abweichung hat man feststellen können. Der genannte Satz lautet nämlich jetzt: „Das Leben der Junggesellen entbehrt nicht der Freuden."

—⊡—

## Sylt

Skizze von Gerhart Tilk.

Wie ein immer lächelndes Kind liegt die Friseninsel Sylt im Arme der Mutter Nordsee, in Sturm und Stille gleich schön und anmutig. Durch die goldenen Fluten reifender Kornsaat, durch Heide und Dünen trägt mich mein Schritt vorbei an Hünengräbern, breiten, starken Strohdachhäusern und einem schlichten, kleinen Gotteshaus. Dicht neben der Kirche die alte Sylter Thingstätte, wo einst die verwegenen u. steifnackigen friesischen Seeleute über die Frevler an Heimat und Sippe Gericht hielten. Jahrhunderte sind unterdessen vergangen, und aus den Seefahrern sind Bauern und Fischer geworden. Wie an der ganzen Waterkant wächst auf Sylt in Mühe und Arbeit ein zähes Geschlecht. Aus den blauen und grauen Augen der Fischer schaut Treue und Biederkeit, und der schwere Schritt des Bauern redet von hartmachender Not, von Ernst, Entsagung und Zähigkeit. Doch es loht in ihrem Blute noch der stolze Brand der alten Wikinger. Wenn der Sturm mit Urgewalt von Westen her über die Insel hinwegtobt, dann drängt es den Sylter hinaus, dann meldet sich ungestüm die Stimme des Blutes und grüßt aufjubelnd den weißen Gischt.

Heute ist es ganz still hier draußen. Das tiefe Leuchten der Sonne, das sich in den blauen Wassern bricht, zaubert vom Strand ein blendendes Flimmern herüber. Und es dehnt sich die See in unermeßlicher Weite bis zu den Halligen, die in langer Kette der Flut entragen, bis in die Ferne, wo hinter Föhr die weißen Gischtkronen der Brandung tanzen.

Und es rauscht das deutsche Meer, rauscht und raunt noch immer wie vor vielen Jahrhunderten seine gleiche, geheimnisvoll-märchenhafte Weise. Es raunt von den Edda-Gesängen edler Barden, von hohen, weisen Frauen, die in der Mitsommernacht die Runenstäbe schnitten und aus ihnen das Schicksal deuteten. Es singen des Nordmeers Wogen von den Fahrten stolzer Wikinger, die mit ihren Drachenschiffen gen Albion und Island fuhren. Sie jauchzen von der schlimmen Seeschlacht bei der Insel Wülvensand und von der Befreiung der edlen Königstochter Gudrun. Und drüben von der Ostsee her dringt die Kunde von Rumphois Ende, tönen in stillen Stunden die Glocken der versunkenen Stadt Vineta.

Bilder stolzer Vergangenheit kommen und gehen. Gustav Adolf kommt mit seinen Reisigen, um den deutschen Glaubensbrüdern zu helfen — Wallenstein liegt vor Stralsund. Die mannhafte Verteidigung Kolbergs — Schills Heldentod in den Straßen von Stralsund — Schleswig-Holsteins Freiheitskampf — Alsen—Düppel — Skagerrack und dann 1918 Kiel — Wilhelmshaven — Das Meer beginnt zu tosen. Da leuchtet noch einmal ein helles Licht durch die Nacht — Scapa Flow. — Verhalten weint der Wind um die ragenden Klippen.

Aber wer die See und ihre ewig-gleichmäßig wiederkehrenden Gezeiten kennt, wer aus dem Leben und Werden der Natur den hohen Sinn jenes „Stirb und Werde" erlauscht hat, der kann trotz aller Gegenwartsnot an der deutschen Zukunft nicht verzweifeln. Und so rauen die Wogen des deutschen Meeres, wie in grauen Urzeittagen, dem, der ihre Stimme versteht und sich in ihre Weise versenkt, das hohe Lied von der Sendung der germanischen Rasse. Ich habe ihren Worten gelauscht, viele, viele Stunden. Der schäumende Gischt, das brandende Gewoge des Meeres, das die Germanen schon aus heiliger, dämmernder Jugendzeit kennt, hielten mich gebannt. Ich habe noch gelauscht, als die Sonne in die Fluten sank, als die Nacht herabglitt auf die endlosen Wasser, als die Sterne aufgingen und die Leuchtfeuer aufblitzten. Und als ich den Strand entlang heimwärts schritt, raunten noch immer die Wogen ihre zauberhaft-tröstende Weise: Germanen, liebt eure See, die ewig-schöne, grenzenlose, wundersame See.

## Gedanken und Einfälle

Von Josef Stollreiter.

Auch über dem Sumpfgrunde weben und goldleuchten Märchen.

*

Elend ist allzuoft der Totengräber alles Ehrgefühls.

*

Kunst verlangt immer Ekstase — auch in der Vertiefung.

*

Die gescheitesten Leute sind die, die sich zur rechten Zeit auch beschränkt stellen können.

*

Der Vater aller großen Dinge und Werke ist — der Glaube.

*

Einbildung ist die Leidenschaft der Unfähigen und Beschränkten.

## Büchertisch

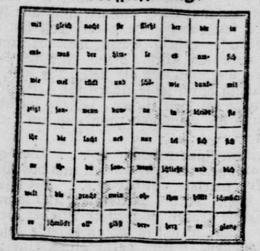
**UB. Nr. 6546/47: Johannes Boldt: Pilgerfahrt.**

Eine florentinische Novelle aus der Renaissance. Heft 80 Pf., Band 1.20 Mk.

Johannes Boldt, der mit seinem „Iwan Kuklinow" eine der besten dichterischen Gestaltungen des russischen Lebens gegeben hat, führt in der vorliegenden Novelle einen jungen deutschen Maler in das Florenz der Renaissance und läßt ihn dort in Erleben und Schauen zum Manne reifen. Das Leben in Italien wird farbenprächtig geschildert und konzentriert sich in der Darstellung des Florentiner Karnevals. Der Maler wird auf seiner Fahrt begleitet von einem Mönch, einem verschlossenen Mann der Tat, der an die Persönlichkeit Luthers gemahnt. Boldts Erzählung läßt bei völlig neuer Behandlung in ihrer zarten Schönheit und ihrem inneren Adel an die Romantiker denken. Sie hat etwas im besten Sinne Symbolisches: Diese Fahrt nach Italien wirkt wie das sinnliche Erlebnis, nach dem jeder Mensch trachtet, das er durchdringt und an dem er sich zum Charakter läutert. Ein Buch, das tiefen Gehalt mit farbig reicher Darstellung verbindet.

## Rätselecke

**Rösselsprung:**



**Auflösungen aus voriger Nummer:**

**Bilderrätsel:**

Reißender Absatz

Druck und Verlag: P. A. Santz, Altena.
Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.


# DER ERZÄHLER

**Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung**

**Nr. 31** — **Samstag, 8. August** — **1925**


## Andersen, das „große Kind"

Zu seinem 50. Todestage am 4. August 1925.

Von Mathilde von Leinburg.

Dänemark hat im letzten Jahre durch eine ganz hervorragend schön zusammengestellte Goethe-Ausstellung unseren größten Dichter geehrt. Deutsche Erkenntlichkeit erwidert diese Goethe-Huldigung mit einer Andersen-Ausstellung, die im Oktober in Berlin stattfinden wird, freilich in bedeutend verkleinertem Maßstabe. Andersens unendlich liebliche Poesie will auch gar nicht an einem Goethe gemessen sein, — Andersen will nur geliebt sein. Und das hat Andersen nicht nur vor seinen größten Landsleuten, Holberg und Oehlenschläger, sondern vor sämtlichen Dichtern der ganzen Weltliteratur voraus, daß so wie er, kein anderer Dichter, einmütig von allen Nationen geliebt worden ist.

Ein halbes Jahrhundert ist am 4. August verflossen, seit der berühmteste Däne für immer die Augen schloß. Doch genau so, wie vor 90 Jahren, als seine ersten Märchen in die Welt hinaus flatterten, wirken sie noch heute bezaubernd auf die Kinder, entzücken sie die Erwachsenen, die ihren wertvollsten Reiz, die sinnige Symbolik, eigentlich erst verstehen können.

Sollte man es glauben, daß Andersen sogar beschuldigt worden ist, einen schädlichen Einfluß auf die Jugend ausgeübt zu haben? Das ist tatsächlich einmal geschehen, blieb aber ein Einzelfall. Gerade die alle seine ehemals so vielgelesenen Romane und seine niemals glückhaft eingeschlagenen Thaterstücke überdauernden Märchen sind ewig jung geblieben. So weit drang ihr Ruhm schon zu Andersens Lebzeiten, daß nordamerikanische Kinder, in der Besorgnis, es könne dem geliebten Dichter vielleicht schlecht gehen, ganz aus eigenem Impuls eine Geldsammlung veranstalteten, um ihm zu helfen. Als sie dann freilich erfuhren, daß der greise Kinderliebling schon längst nicht mehr mit Armut zu kämpfen hatte, kauften sie ihm um das Geld ein großes, zweibändiges Prachtwerk: „Picturesque America".

Die Kinderherzen zu erobern, verstand Andersen wie kein Zweiter. Wie fühlt sich die kindliche Fantasie aber auch gleich angeregt, wenn z. B. „Das Feuerzeug" so lebendig beginnt: „Es kam ein Soldat auf der Landstraße dahermarschiert: Eins, Zwei, Eins, Zwei!" Und wenn Andersen in den „Blumen der kleinen Ida" von dem Studenten erzählt: „Er wußte die allerschönsten Geschichten und war so geschickt und schnitt ihr so nette Figuren und Bilder aus: Herzen mit kleinen Damen darin, die tanzten, Blumen und große Schlösser, woran man die Türen auf- und zumachen konnte" so schilderte er darin sich selbst, denn nichts machte ihm größeres Vergnügen, als für seine kleinen Lieblinge allerlei lustiges aus Papier auszuschneiden, worin er es zu großer Fertigkeit gebracht hatte. Am liebsten tat er das, indem er gleichzeitig, wie aus dem Aermel geschüttelt, die fesselndsten Märchen erzählte.

Daß Andersen es verstand, sich in die kindliche Seele einzuleben, kam wohl zum großen Teile davon her, daß der Märchendichter ja selber ein großes Kind geblieben war. Noch mit 16 und 17 Jahren ließ er sich, wie kleine Mädchen es zuweilen tun, in Geschäften allerlei Stoff- und Bandresten schenken, aus denen er die Kostüme für sein selbstverfertigtes Puppentheater selbst nähte. Zu geschenkten Theaterplakaten dichtete er dann auf die jeweiligen Titel die rührendsten Komödien, die er vor Bekannten mit viel Pathos zum Vortrag brachte. In Kopenhagener Gesellschaftskreisen gab man ihm den Spitznamen „der kleine Deklamator" und sud den bitter Darbenden, seiner urwüchsigen Originalität wegen, gerne ein, um sich von ihm unterhalten zu lassen. Der träumerische Fantast hatte natürlich keine Ahnung, daß die Leute bloß das Possierliche in seinem Naturzustand sahen, und frischin. Viele Jahre hindurch hatte dieser glaubte freudig jedes Kompliment. Um so schwerer kam es ihm aber an, zu ertragen, wenn die Menschen, was oft geschah, grob oder gar spöttisch gegen ihn waren, — er meinte es doch immer so gut! Als er mit dem heißesten Wunsch, ein Engagement an dem Königlichen Theater zu finden, vom Chef des Theaters abgewiesen worden war, weil er für die Bühne ja viel zu mager sei, antwortete der Fünfzehnjährige treuherzig: „Oh, wenn ich mit 100 Reichstalern Gage angestellt wäre, würde ich schon fett," und konnte es gar nicht begreifen, daß ihn der gestrenge Kammerherr daraufhin mit der empörten Rüge fortschickte: beim Theater würden nur gebildete Leute engagiert!

Ja, mit den Großen dieser Welt war es nicht leicht umzugehen, das mußte der Dichter oft erfahren. Dennoch hat das arme, auf einer aus dem schwarz angestrichenen Holze einer ehemaligen Totenbahre gezimmerten Bettstatt geborene Schustersöhnchen aus Odense, später mit den größten Geistern seiner Zeit freundschaftlichst verkehrt und ist auch fast von allen europäischen regierenden Häuptern auf das ehrenvollste empfangen und gefeiert worden.

## Deutsches Gebet

Sieh, Herr des Himmels, sieh es ein,
Laß Deutsche wieder Deutsche sein!
Sieh, Herr des Himmels, sieh uns an,
Gib uns nur einen, einen Mann!
Nimm weg den Fluch, der hindert uns zu einen.
Gib uns dem Brudergeiste frei,
Daß all das viele, was so viele meinen,
Ein Bruderwort und eine Mahnung sei!
Gib Wahn und Spötern endlich starken Geist,
Gib uns, daß deutsch sein wieder „Treu sein" heißt
Sieh, Herr des Himmels, sieh es ein,
Laß Deutsche wieder Deutsche sein!

Heinz Stezuweit.

Seine Freunde nannten Andersen die „gute Seele", seine Feinde aber warfen ihm eitle Ruhmsucht vor. Dieser Hunger nach Anerkennung ist wohl weniger Eitelkeit gewesen, sondern war eher die Sehnsucht seines liebedürftigen Herzens, Ansehen vor den Menschen zu erlangen, um ihre Liebe gewinnen zu können. Das große Kind dachte ja nicht daran, daß sich zum Ruhme auch der Neid gesellt.

Noch dem Greise saßen die Tränen sehr locker, und kein süßeres Weh gab es für den einsamen Junggesellen, als sich in seinen wahren oder bloß geglaubten Kümmernissen von heimlich geliebten, solcher Liebe ahnungslosen Frauen trösten zu lassen.

Der tiefste Zug in Andersens Wesen war eine Dankbarkeit, Dankbarkeit für jeden Sonnenstrahl, der ihn traf, Dankbarkeit für alle Menschen, die ihm je Liebes erwiesen, u. vor allem kindlich-gläubige Dankbarkeit gegen Gott, der das Leben des einstmals so Geringgeachteten zu solch niegeahnter Höhe emporgeführt hat, so daß der Märchendichter im Alter, alle Betrübnisse vergessend, sein Leben, von heißem Dank erfüllt, das „schönste Märchen" nennen konnte.

—⊡—

## Hohenurach

Historische Skizze von Hermann Wille.

Die Novembernacht brach früh an. Auf der Feste Hohenurach machte der weißbärtige Kerkermeister seine letzte Runde. Im finsteren Gewölbe des Dettinger Eckturms, in dem die politischen Gefangenen eingesperrt waren, traf er alles in gewohntem Zustande an. Auch im Kerker des ehemaligen Hofpoeten Nikodemus Frischlin. Viele Jahre hindurch hatte dieser die Feste und Jagden des Herzogs durch geistreiche Verse verherrlicht und die Hofgesellschaft durch witzige Einfälle erheitert. Seine Dichtungen zeugten von hoher Begabung und deutschem Empfinden, obwohl er seiner Zeit entsprechend in lateinischen Versen sang. Neider am Hof benutzten ein unvorsichtiges Wort Frischlins, um den Dichter beim Herzog zu verdächtigen und in ins gefürchtete Staatsgefängnis Hohenurach zu bringen. Der hagere Mann mit den feurigen Augen lag wortlos auf seiner harten Pritsche und wandte nicht einmal das Gesicht von der Wand, als der Kerkermeister eintrat. Monatelang schon schmachtete der Gefangene hier auf Hohenurach. Worin sein Verbrechen bestand, wußte der Kerkermeister nicht. Was kümmerte es ihn! Ein flüchtiger Blick auf den teilnahmslos verharrenden Gefangenen; die Schlüssel rasselten, u. Frischlin war wieder allein. Kaum aber waren die schweren Tritte des Kerkermeisters im Flur verhallt, so sprang der Gefangene von seinem Lager auf und marschierte im engen Raume auf und ab. „Es muß sein! Noch heute muß es sein! Ich halte es keinen Tag mehr aus, sonst werde ich wahnsinnig! Luft, Luft, Freiheit, Freiheit! Hier erstücke ich. Alles ist vorbereitet, meine Flucht muß gelingen!"

Im Kerker wurde es dunkel. Regungslos verharrte der Dichter und lauschte. Alles blieb ruhig. „Es gilt!" Leise faßte der Gefangene die Pritsche und rückte sie sachte zum Fensterchen, das hoch oben in den meterdicken Festungsmauern angebracht war. Wenn er auf das Lagergestell stieg, konnte er gerade noch mit den Armen die dicken Gitterstäbe erreichen. Wie oft schon war er hier oben gestanden! Mit unermüdlicher Geduld hatte er Steinchen und Scherben benutzt, um die Fassung der Eisenstäbe zu lockern, dabei stets in banger Sorge, ob sein Beginnen nicht vor der Zeit entdeckt würde. Zwar konnte man die Arbeit des Halbverzweifelten von unten aus nicht so leicht sehen, aber vielleicht sah der Kerkermeister doch einmal genauer hin und entdeckte den Schaden. Und wie oft hatte er gezittert bei dem Gedanken, in eine andere Zelle eingeschlossen zu werden. Nun war die Zeit des Bangens vorbei, nun kam die Tat! Ein kräftiger Ruck! Die Stäbe gaben auf der einen Seite nach. Das Gitter ließ sich jetzt soweit zurückbiegen, daß sich ein schmächtiger Mann durchzwängen konnte. Der Weg zur Freiheit stand offen! Tief aufatmend von der schweren Anstrengung, die beinahe über seine geschwächten Kräfte gegangen, horchte der Gefangene. Nichts rührte sich. Ein Sprung zurück auf den Kerkerboden. Unter der Pritsche holte er jetzt ein Seil hervor, das er in unzähligen Nachtstunden aus Streifen seiner morschen Decke zusammengebunden hatte. Ob die Fäden hielten? Ob das Seil lang genug war und am Turm hinunter und über die senkrechten Felsen bis zum Schuttabhang reichte? Bei den seltenen Ausgängen auf den Wall hatte er unbemerkt von der Wache die Höhe abzuschätzen versucht. Wenn das Seil zu kurz war, oder wenn es brach! Dem Gefangenen sträubten sich die Haare beim Gedanken an den furchtbaren Sturz.

Ein bleicher Schimmer drang jetzt durch das Fensterchen in den Kerker. Der Mond glänzte herein, der Gefährte und Verbündete bei seiner nächtlichen Fluchtarbeit. „Heute bist du mir nicht willkommen, guter alter Mond! Die Posten wandern unablässig auf dem nahen Wall auf und ab. Sie könnten das Seil sehen! Und sie schießen sofort bei jedem verdächtigen Geräusch!" Aber sollte ihm nicht auch einmal das Glück lächeln! Sein Geist brauchte die Freiheit wie der Körper das Brot. „Ich muß, ich muß es wagen, hier geh ich elend zugrunde! Nun bin ich schon Monate hier gefangen und noch weiß ich nicht, warum ich gefangengehalten werde! Nicht einmal Gelegenheit zur Rechtfertigung gibt man mir!" Draußen tönten dumpfe Schritte, die Posten auf dem Mauer-

## Das Eine!

Wo fehlt wohl deiner Seele,
Du Kind der heut'gen Zeit? — —
Ein Blick und eine Träne
Nur für die Ewigkeit!

Du strebst nach Geld und Gütern,
Ergibst dich eitler Sucht,
Und findest nicht den Frieden,
Den deine Seele sucht. — —

Sieh: Sonne, Mond und Sterne
Und Lenzesblütenpracht,
Die hätt' doch Gott so gerne
Just auch für dich erdacht.

Jac. Wilhelm Hinder.

---

umgang wurden abgelöst. Das Losungswort klang. „O hieße es doch für mich Freiheit! Freiheit!" Und nun die drückende Ruhe der tiefen Nacht. Auch der Mond geht wieder schlafen und deckt sich mit einer schwarzen Wolkendecke zu. Regungslos steht der Gefangene und lauscht angestrengt. Nun schwingt er sich hinauf zum Fenster. Vorsichtig zwängt er sich durch die enge Oeffnung. Mit zitternden Händen befestigt er das Seil fest am Gitterwerk. Noch haften die Stäbe auf der anderen Seite in der Mauer, freilich, er hatte auch sie lockern müssen, um das Gitter zurückbiegen zu können. Nun neigte er sich über die düstere Tiefe. Welch fürchterliches Wagnis! Er fühlts auch jetzt in der Dunkelheit, zu oft hat er sichs bei Tage betrachtet: Ungeheuer tief geht es hier hinab. Es ist die höchste Stelle der Hauptburg. Kein Mensch denkt, daß es gerade hier jemand wagen könnte, sich in den bodenlosen Abgrund hinunterzulassen und vollends an solch einem dünnen Seil. Aber erst unten auf einem der weniger steilen Felsen ist der Gefangene außerhalb der Burg und damit gerettet! Dann können sie ihn in den Wäldern der Alb lange suchen, ohne ihn zu finden! Das Reutlinger Gebiet kann er übrigens noch in dieser Nacht erreichen. Dort ist er vor des Herzogs Häschern sicher. Leise läßt er jetzt das Seil hinabgleiten. Ein Stein ist am anderen Ende eingebunden. Langsam verschwindet das dünne Tau in der Tiefe. Noch ist ein kurzes Stückchen übrig, da hört der Gefangene von unten her ein leises Geräusch. Der Stein muß auf den Felsen aufgeschlagen sein. Der Posten wird doch nichts gehört haben! Nein, drüben schlendert die Wache ahnungslos weiter, vom Eckturm weg. Und nun jauchzt das Herz des Flüchtlings hochauf! Er fühlt sich schon halb gerettet. Kühn faßt er zu und schwingt sich am Seil über den Abgrund hinaus. Der Schatten verschwindet jäh in der Tiefe. Ein gräßlicher Schrei! Ein harter Aufschlag. — Das Seil ist zerrissen, die finstere Tiefe hat den unglücklichen Dichter verschlungen.

Der Posten auf dem Wall schlägt Alarm. Die Festungswache sucht bei Fackellicht das Gelände ab, doch erst im Dämmerlicht des Morgens findet sie die furchtbar zerschmetterte Leiche des Dichters im Gestrüpp der Burgfelsen. „Man sah ihn liegen, als es tagte, so gräßlich, daß sein Todfeind klagte!" An jener düsteren Stelle und sonst nirgends auf der Alb wächst seitdem ein absonderliches Blümlein, das Totenköpfchen, und die tiefgrünen Blätter des Sauerklees zeigen seither rostbraune Blutflecken. Die schwäbischen Dichter aber trauern heute noch um den Unglücklichen.

—⊡—

## Elise

Hebbel-Novelle von Grete Massé.

Elise Lensing hatte die Lampe so gestellt, daß ihr Schein nicht die Lagerstatt des kranken Knaben treffen konnte.

Das Herz war schwer.

Der Arzt, der eben fortgegangen, hatte zwar von einer Gefahr nichts wissen wollen. Er hatte ihre Aengstlichkeit übertrieben genannt. Ihre Sorge unnötig gefunden. Aber wußte er, was dieses Kind ihr war? Ihr Halt, ihr Trost, ihr Stab in den Stunden langer, banger Sehnsucht. Ohne ihn hätten ihre Gedanken nicht zurückgefunden — ihre Gedanken, die immer auf dem Wege nach Paris waren, wo der Freund, der Geliebte, das karge Dichterleben führte, das doch niemals hätte Wirklichkeit werden können, wenn nicht der König von Dänemark dem armen deutschen Dichter Friedrich Hebbel ein Reisestipendium von 600 Reichstalern jährlich verliehen.

Elise Lensing begann weiterzuschreiben an dem Brief nach Paris, den sie schon begonnen, bevor der Arzt gekommen. Von den literarischen Verhältnissen in Hamburg war die Rede, soweit sie ihrem einfachen Gemüte verständlich waren. Sie war doch nur Elise Lensing, die Näherin. Ihr Geist hatte geschlummert, bis Hebbel gekommen und ihr die Tore aufgetan zu dem großen Reiche der Kunst, damit ihre arme Seele auch Anteil habe an ihrer ewigen Sonne. Nachfühlend, nachspürend hatte sie zu versucht, die Wege nachzugehen, die er für sie geebnet. Die große Liebe in ihr gab ihr die Flügel, zu überwinden, was sonst für sie Hemmnis gewesen.

Aber der Bericht über die neue Aufführung der „Judith" im Stadttheater in Hamburg, von der sie wußte, daß Hebbel gerne das Genaueste von ihr darüber erfahren, wollte nicht zu Ende kommen. Und plötzlich brach sie mitten im Satz, der die Hamburger Aufführung pries, jäh ab und schrieb mit einer zitternden, fliegenden Schrift die Not ihres Herzens mit den Worten heraus:

„Ich wollte es Dir ja nicht sagen, damit Dein Gemüt nicht bedrückt wird und Deine Arbeit an der „Maria Magdalena" keine Unterbrechung erfährt. Aber ich kann es nicht länger verheimlichen. Das Kind ist krank, sehr krank . . ."

Ein kalter Luftzug fuhr plötzlich über den Nacken Elise Lensings, als hätte sie die Spitze eines Schwertes berührt. Mit einem Schrei fuhr sie herum. War da sein Tod, der eingetreten?

Aber das Entsetzen in ihren Augen beruhigte sich, als sie die Nachbarin erkannte.

„Wie geht es dem kleinen Engel?" flüsterte die Frau. „Ich habe ein wenig Suppe übrig. Sie ist kräftig . . ."

„Danke, danke," sagte Elise Lensing. Die Tränen traten ihr in die Augen, als sie das Schüsselchen nahm. Sie war so wenig Güte gewohnt im Leben, so wenig Freundlichkeit. Der Vater war als ein Geisteskranker gestorben. Die Mutter und der Stiefvater so beschäftigt mit ihrem eigenen Leben, daß sie für Elise nur Unfreundlichkeit hatten und hartes Wort.

Und als für sie spät, ach fast zu spät, das Frauengemach gekommen, als Hebbels Liebe das innere Frieren der Einsamkeit von ihr nahm, als sie Mutter wurde, ohne daß der Staat die Gewissensehe Hebbels mit ihr durch Stempel als gültig erklärt — wie hatte man sie gepeinigt mit feinen Nadelstichen, mit hochmütigen Blicken der Augen, mit einem verächtlichen Zucken der Lippen.

Die beiden Frauen traten an das Bett des Kindes.

Das goldene Lockenköpflein, Elisens Freude und Stolz, bäumte sich über einem hochroten, zuckenden Gesichtchen.

Die blauen Augen waren geschlossen. Der Atem wehte glühendheiß von den Lippen.

„Fieber! Fieber!" murmelte Elise trostlos.

Und plötzlich ging es durch die kleine Gestalt wie ein Krampf.

Die Glieder krümmten und verrenkten sich. Die Augenlider klappten auf und zeigten starre, nach oben gedrehte Pupillen.

„Soll ich den Arzt holen?" fragte die Nachbarin.

„Ich muß es selbst," sagte Elise. „Er kommt nur, wenn man es dringend macht . . ."

Elise Lensing eilte durch die Straßen im kalten Oktoberwind.

Am Hause des Doktor Krämer läutete sie. Eine Magd öffnete.

Elise wartete im Flur, indessen das Mädchen ging, dem Doktor die Besucherin zu melden.

Es war ein altes, vornehmes Hamburger Haus mit schöner Treppe, die Teppiche deckten, mit einer Diele, ausgestattet von Reichtum und Geschmack, in den Wandnischen Skulpturen, an den Wänden Porträts der Ahnen in ihren schwarzen Sonntagsrengewändern mit steifer, weißer Halskrause.

Elisens Augen irrten vorbei an allen diesen Dingen und hefteten sich nur auf den Zeiger der mit dem eigenen Leben ringenden großen Uhr, der rückte von Minute zu Minute.

Zehn Minuten stand sie nun schon und wartete. Und indessen rang ihr fieberndes Kind mit dem Tod.

Sie eilte die Treppe hinauf und riß die Tür auf, durch die sie die Magd hatte gehen sehen. Dort stand der Doktor mit einem Herrn. Beide über Baupläne gebeugt.

„Herr Doktor," stammelte Elise. „Mein Kind ist kränker geworden, viel kränker. Ich flehe Sie an, kommen Sie mit mir."

„Ich habe Ihnen gesagt, für das Kind besteht keine Gefahr. Frauen sind immer übertrieben. Gehen Sie voraus. Ich komme nach . . ."

„Kommen Sie gleich mit, Herr Doktor."

„Ich komme nach . . ."

Ihre zitternden Hände griffen nach dem Arm des Arztes. Er riß sich los. Er stampfte mit dem Fuße auf.

„Sie hören, ich komme. Gehen Sie voraus." Aengstlich und verschüchtert, stumm gemacht durch das Gefühl ihrer drückenden Armut, die sie der Gnade oder Ungnade dieses Menschen auslieferte, ging sie die Treppe hinab.

Fünf Tage und fünf Nächte saß Elise Lensing am Bette des fiebernden Kindes.

Sie saß wie ein steinernes Bild. Keine Muskel in ihrem starren Gesicht rührte sich. Sie schien kein Eigenleben mehr zu haben. Sie war nichts als ein Wesen, bestimmt, jeden Laut, jeden Seufzer des kranken Kindes aufzufangen, jeden Schmerz mitzuleiden, jeden Atemzug mitzuatmen.

Im Hause des Doktor Krämer läutete es. Die Magd prallte entsetzt zurück vor dem bitteren, kalkweißen Gesicht Elises, das ihr entgegensah.

„Der Doktor muß kommen," sagte Elise.

„Der Herr Doktor ist in einer Abendgesellschaft bei Frau Doktor Schoppe."

Elise ging geradewegs zu dem bezeichneten Haus. Sie dachte nicht daran, daß die Doktorin Schoppe, ursprünglich die Gönnerin Hebbels, die in ihren Modeblättern seine ersten Gedichte aus Wesselburen gedruckt, durch deren Empfehlung er nach seiner Uebersiedlung nach Hamburg Freitische bekam, schon lange zu seiner erbittertsten Feindin geworden. Sie dachte nicht daran, daß dieses Weib sie, Elise Lensing, so mit Schmähungen überhäuft, wie nur eine niedere Natur eine edlere beleidigen kann.

Den Diener, der ihr den Eintritt im Hause der Schoppe wehren wollte, schob sie zurück. Sie öffnete die Tür, hinter der sie Sprechen und Lachen vernahm. Da waren sie alle. Die Gräfin Rhedern saß zwischen dem Pastor Schmalz und der Kirchenrätin Reinhardt. Das leere, rote Gesicht des Doktor Krämer blühte purpurn über einem weißen Spitzenjabot. Die boshaften Augen der Schoppe und der Frau Doktor Assing schienen sie wie Nadeln durchbohren zu wollen.

Elise Lensing unterbrach schroff den Arzt, der zu sprechen beginnen wollte:

„Sagen Sie nicht, ich soll warten. Sagen Sie nicht, daß ich Ihnen Geld schulde und daß ich mich bescheiden zu verhalten habe. Sagen Sie nicht, daß Sie kommen werden, wenn Sie es für nötig halten. Mein Kind stirbt. Sie folgen mir in diesem selben Augenblick . . ."

In einer starren, schmerzensreichen Schönheit, wie sie das alte Mädchen in ihrem ganzen Leben noch nicht gehabt, stand Elise Lensing da. Majestät ging von ihr aus. Macht, Heldentum.

Keiner wagte ein Wort. Der Doktor erhob sich stumm und ging ihr zur Seite. Nicht einmal seinen Mantel zu fordern wagte er.

Als sie in das Krankenzimmer traten, sahen die Augen der Mutter, daß der Tod sein Werk getan.

Sie warf sich mit ihrem ganzen Leibe über das geliebte Kind.

Sie schrie, wie das todwunde Wild im Walde schreit, das, selbst den Todespfeil im Nacken, mit ansehen muß, wie das Junge stirbt, das es mit dem eigenen Leben retten gewollt.

## Dahin

Manch schöne Stunde schlug mir einst,
Ich höre den Klang noch heute,
Der summt und schauert durch mein Gemüt,
Wie verhallendes Glockengeläute.

Und manchen Trost und manchen Traum
Hab' ich zu Grabe getragen;
Ein großer Friedhof ward davon,
Ich sehe die Male ragen.

Nun tret' ich still von Mal zu Mal
Und sinne, was es bedeute,
Im Herzen tief von verlorenem Glück
Das verhallende Glockengeläute.

## Sonntagsfrühe

In hoher Sabbatdemut neigen
Die Aehren sich auf weiter Flur;
Es unterbricht das heil'ge Schweigen
Ein Morgenlied der Lerche nur.

Der Bäume breite Wipfel lauschen
In stiller, träumerischer Ruh,
Der Mühlenbach hört auf zu rauschen,
Er horcht dem Gruß aus Lüften zu.

Und laut und lauter hör' ich klingen
Das Lied mit sehnsuchtsvoller Luft —
Doch weiß ich kaum, entströmt dies Singen
Dem Vogel oder meiner Brust.

Wilhelm Hamm.

---

## Sinnsprüche

Mag sich wider dich verschwören,
Was dich enget und beklemmt,
Laß dich nur die Welt nicht stören,
Die sich dir entgegenstemmt.

Was du still und ernst beschlossen,
Halte fest und zeig es klar:
Frucht muß aus der Blüte sprossen,
Wenn gesund das Saatkorn war.

•

Willst du harren, willst du hoffen?
Deines Glückes Schmied bist du!
Immer steht der Himmel offen,
nur das Zaudern schließt ihn zu.

Nütze klug, was dir begegnet,
Fürchte keine Reue Qual —
Wenn das Glück dich einmal segnet,
Hoff' es nicht ein zweites Mal.

•

Was hebt uns hoch, was hält
Uns hoch in dem Getriebe
Der schnöden Alltagswelt?
Natur und Kunst und Liebe!

•

Es läßt das Glück sich nicht erbitten,
Es wird verdient nicht, noch erstritten,
Läßt sich erjagen nicht noch binden —
Glück muß man haben und es finden.

Richard Zoozmann.

---

## Der Weg zur Höhe

Skizze von Walter Meckauer-München.

In einer Ecke hockte er. Er hörte das Schleichen der Sohlen im Nebenzimmer und auf den entfernten Korridoren. Ein ruhiges, gleichmäßiges Geräusch. Manchmal sprang eine Tür irgendwo im Hause auf, eine Klinke wurde herabgedrückt und schnellte zurück. Dann schritt über seinem Kopfe, oben im Zimmer über ihm, der vorsichtige Fuß einer Schwester über die Dielen, die leise knarrten und sich vor Altersnot in ihren Fugen bogen. Er spürte jeden Tritt, als wäre er bei ihm, ganz dicht neben ihm, neben seiner Wange, so verhalten und so laut, so vertraut in seiner schleichenden Geräuschlosigkeit. Und dann klangen Stimmen durch irgendwelche Wand zu ihm, und er kannte die Sprechenden. Die Pflegerin, die so schmale weiche Hände hatte, wenn sie ihm abends seine Kleider abzog und ihn niederlegte in sein Bett wie ein kleines Kind. Oder die Oberin, vor der ein leises Flüstern durch die Korridore herlief, wenn sie langsam und bedächtig die Steintreppen herabstieg. Er hörte oft ihre langfaltigen Kleider wie im Traume auf den Steinfliesen rauschen. Oder die Mägde erkannte er, die ihm am Mittag die blecherne Schüssel in den Schoß stellten und ihm den Löffel in die Hand gaben.

Er hockte in seiner Ecke und wartete . . . Wartete, bis seine Stunde kam. Und saß und dämmerte vor sich hin. Und versank in der lautvollen, wunderbaren Nacht, die ihn undurchdringlich wie ein Mantel umfing. Seine abgestorbenen Augen blinzelten. Oder waren sie geschlossen? Er wußte es nicht mehr. Er fühlte sie kaum. So dicht war die Nacht. Ein blauer Abendhimmel, den kein Stern und kein Mond in seiner Ruhe störte. Nur die Ruhelosigkeit der Klänge! Der blassen Töne, die heranschwollen wie ein leise summendes Meer. Die sich in seinem Ohre anhäuften, als wären sie nicht. Die sich sammelten und die er doch nicht vernahm, — so zart waren sie in ihrem gleichmäßigen Rauschen. So dunkelblau, so schwarzumrandet, so violenfarbig.

Farbig? Wußte er denn noch, was Farben waren? Damals, als der Raum für immer vor ihm versank, da zerrannen auch alle Farben. Da schwand die Helle der Welt hin wie ein wesenloser Schein. Schein war der Raum. Jetzt lebte er im Körperlosen. Nur die Seele lebte, das Geräusch und die Zeit. Die Zeit, die noch mächtig durch seine Adern prudelte. Die er lebendig in den Zügen seines Gesichtes fühlte und die rann und rann und auf die er wartete — —

In seinem Innern hockte er . . . Was ging ihn da draußen die Formenwelt und das Weite an? Er wartete, wartete . . . Bis seine Stunde kam. Darauf wartete er. Und sann —

Im Hause waren noch viele Blinde, die er kannte. Fünfundachtzig waren es, alle zusammengenommen. — Eine beträchtliche, eine vermegene Zahl! Für sie alle war der Raum abgestorben, — der wesenlose Raum. Nur die ewige Zeit rauschte in ihren hellhörigen Ohren Im vorigen Herbste waren es noch siebenundachtzig gewesen. Zwei waren gestorben seitdem. So sagte man ihm. Man hatte sie — erzählte man — weit weg getragen und begraben . . . Das war eine Unruhe gewesen, damals! Der eine schrie manchmal auf in der Nacht. Noch jetzt hörte er den Angstschrei, wenn er seinen Kopf etwas zur Seite neigte, — zur Seite des Zimmers, in dem der Kranke monatelang gelegen hatte. Der Ton hallte noch in seinem Ohr. Er kannte ihn ganz genau. Würde er ihn nicht mehr vernehmen? —

Wenn sie im Februar in der Sonne draußen in der freien Luft saßen, einer neben dem andern, dann tasteten seine Hände nach den Knien des Nebenmannes. Er kannte sie ganz genau: die Knie, die Hände und Schultern seiner Nachbarn. Mit ihnen hielt er gute Freundschaft. Denn manchmal, wenn des Nachts die trostlose unendliche Einsamkeit auf seiner Brust lag und er stöhnend erwachte, verständigte er sich mit ihnen durch leise Klopfzeichen an der Wand. Dann klopften sie mit spitzen Knöcheln zurück, und er wußte, daß er nicht allein war.

Wie lange der Februar diesmal warten ließ! War nicht der Kalender des Jahres schon abgelaufen? . . . In seinem Innern spürte er bereits ein neues Grünen. Mann würde er endlich seine Wanderung antreten? An dem Arm der Schwester? Hinauf in die Berge?

Eine Sehnsucht ergriff ihn. Ihm war es mit einem Male, als wehte ihn der Bergwind an. Der ihn hochtrug über das Elend um ihn her. Behutsam schob er seine Hände vor. Seine Nägel stießen an eine Kante. Er tastete seine Finger hinauf auf den Tisch, wo das Saiteninstrument lag. Ein zitternder Ton hob sich bei der leisen Berührung bebend auf.

Nicht tönen! Jetzt nicht — so ohne Feierlichkeit! Seine Gedanken mußten sich erst sammeln . . . . Oder klang in ihm ein plötzliches Läuten auf?

Und dann tönten die Saiten jäh unter einer lebhaften Bewegung, die von der Straße zu kommen schien. Ein Wagen glitt wohl vorüber? Die Wände und Dielen erzitterten. Ein Reisender, der zum Bahnhof fuhr? . . . . Oder schon eine Gesellschaft junger Touristen?

Unwillkürlich streckte der Blinde seine Hände aus, als wollte er das Ungesehene haschen. In den ausgebrannten Höhlen des Augenlichtes siedete das Blut. „Töne, Töne, Töne, hebt mich! Tragt! Tragt! . . . Seine Finger zuckten.

Und nun spürte er die schwingende Saite unter seinem Daumen. Das klingende Leben. Es wollte herauf. Herauf zu ihm. Da sprangen seine Finger auf.

Die Zither klang . . .

Ihr verhaltener Traum schwang sich empor. Hörte jemand ihm zu?

Und wenn auch! Mochten sie ihn doch verlachen, — was störte es ihn? Jetzt mußte es ja werden! Die erste Fuhre ging ja schon in die Berge. Bald wird der Tag kommen.

Ein Kichern stichelte aus der Ecke. Sein Mut zerschmolz. Enttäuscht und unfähig fielen seine Hände zurück in den Schoß . . . — —Aber er kam dennoch, der Tag! Und der blinde Zitherspieler stieg langsam am Arm der Schwester den Bergpfad hinan. Die hallenden Geräusche des Altersheims waren von seinen Ohren genommen, die dicke Stubenluft war wie eine Decke von ihm abgetan. Seine Füße gingen rasch. Am Arm der Schwester war er wie sehend.

Und als er durch die Holztür in die warme Frische der Bergwirtschaft eintrat, jauchzten die Finger seiner Hände. Kaum konnte er es erwarten, bis er an seinen Tisch vom vorigen Jahre niedergesetzt war und das Instrument unter seinen Fingern vor ihm lag . . . Die Zither jubelte! Nun war er doch auch zu etwas [illegible] mehr wie im Winter verlacht we-

## Abendlied

Augen, meine lieben Fensterlein,
Gebt mir schon so lange holden Schein,
Lasset freundlich Bild um Bild herein:
Einmal werdet ihr verdunkelt sein!

Fallen einst die müden Lider zu,
Löscht tief aus, dann hat die Seele Ruh';
Tastend streift sie ab die Wanderschuh',
Legt sich auch in ihre finstre Truh'.

Noch zwei Fünklein sieht sie glimmend stehn
Wie zwei Sternlein, innerlich zu sehn,
Bis sie schwanken und dann auch vergehn,
Wie von eines Falters Flügelwehn.

Doch noch wandl' ich auf dem Abendfeld,
Nur dem sinkenden Gestirn gesellt;
Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Ueberfluß der Welt!

Gottfried Keller.

---

## Aphorismen

Von Wilhelm Haas-Wien.

„Das Leben ist ein Rätsel" — deshalb nennt man den Tod wohl auch „Auflösung".

•

Politik ist die Kunst, die Leute „anzuführen".

•

Ich beschenke auf meinem täglichen Wege oft einen Krüppel, der für die gereichte Gabe niemals dankt. Ich bin ihm darob sehr verpflichtet, er erspart mir jedesmal eine Beschämung.

•

Wenn jemand etwas ganz Gedankenloses getan hat, entschuldigt er sich damit, „in Gedanken" gehandelt zu haben.

•

„Nieder mit dem Militarismus!" „Nieder mit dem Kadawergehorsam!" Dabei begegnet man allerorts Jugendbünden, Arbeiterwehren, Republikschützern und dergleichen. Mit totensten Gesichtern, in strammstem Schritte marschiert man, in freien Stunden, alle sonstigen individuellen Neigungen zurückstellend. Dazu die alten Kommandorufe und Signale! Das unausrottbare Bedürfnis, zu befehlen und — zu gehorchen.

---

gen seiner Schwärmerei — Ernst genommen. Er hatte seinen Platz im Leben. Auch er! . . . Oh, wie die neuen Lieder klangen, die er den Winter über unter dem Spott seiner Kameraden geübt hatte.

Er war hier eine Respektsperson. Zwar sah er niemanden. Aber er blickte im Geiste alle ihre Mienen. Er konnte es sich zum Greifen vorstellen, wie die Gäste alle um seinen Tisch herumsaßen und ehrfurchtsvoll seinem Spiele lauschten. Er war der Hort ihrer Wanderfröhlichkeit. Er! . . . Er schüttete allen seinen Frohsinn hin — so aus dem Handgelenk . . . . Ja, wenn er nicht wäre! So viele kamen und gingen. Er hörte es am Klappen ihrer Bergstiefel und an dem scharfen Einhacken der Spitzen ihrer Stöcke in den Holzboden. Und für alle sorgte er. . . . Er! . . . Aus seinem großen Liederfüllhorn. Wie dankbar mußten sie ihm sein! Ihn beneiden, bewundern! Sein Spiel, seine kunstfertigen Finger, die lustig sprangen, tanzten, hüpften — so froh, so befreit von Schwere! Er sah sie alle vor sich, wie sie da saßen, wie sie lachten und mitsangen. In leuchtenden Farben sah er sie. Und er kam sich sehender vor als sie alle. Er sah nicht bloß die Leiber, sondern ihm war es gegeben, auch die Seelen zu schauen. Die Seelen seiner Zuhörer sah er, atmete er, fühlte er — so deutlich — da — — da! . . . Er vergaß, daß seine Augen keine Farben mehr in sein Inneres schütteten. Aber — was Farben? Das Herz der Menschen war ihm aufgetan, und es spielte wie ein glitzernder, ewig fließender Strom von Sternen vor seiner Stirn vorbei . . .

Eines Abends hörte der weißbärtige Zitherspieler, der einsam an seinem kleinen vierkantigen Tische in einem Winkel des verräucherten Gastzimmers thronte und mit seinen unermüdlichen Fingern wie im Traume Töne der Wanderfreudigkeit entlockte, die gleichgültigen Worte dicht an seinem Ohre raunen:

„Der arme Blinde! Gib ihm doch etwas!"

Da öffnete er seine erloschenen Augen weit . . . Arm? . . . Er? . . .

Und mit einer Bewegung seiner flachen Hand warf er den Teller mit den Münzen, der vor ihm stand, von seinem Tisch.

Der Teller zerbrach klirrend. Das Geld verrollte unter Tische und Bänke.

„Was ist dir, armer blinder Mann?" fragte dieselbe Stimme mitleidig neben ihm.

Er wandte in erloschener Frage seine stummen Augen empor.

„Wenn ihr stumm wäret", flüsterte er heiß, Seine Zither schluchzte jäh auf — — „wäre ich nicht blind!"

—⊡—

## Ein tiefsinniger Ausspruch Andersens

In diesen Tagen, wo die literarische Welt des 50. Todestages des berühmten dänischen Märchendichters Andersen gedenkt, verdient folgender Vorfall Erwähnung. Als Andersen in Paris weilte, fragte ihn der Philosoph Viktor Cousin: „Hätten Sie nicht Lust, ganz bei uns zu bleiben?" Der große Kinderfreund und Märchenschöpfer verneinte. Auf die Einwendung: „Aber es muß doch recht eintönig sein in Ihrer dänischen Heimat mit ihrem ewigen Eis, ihren langen Nächten . . .", entgegnete Andersen: „Das ist wahr — aber liebt man seine Mutter weniger, wenn sie unschön ist?"